

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

101 Roman von J. S. Kosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Nun blieb noch ein Letztes richtig zu stellen. War es besser, die Banknoten an sich zu nehmen, oder sie in der Kasse zu lassen? Wenn er sie mitnahm, wer weiß! Dann eröffnete sich ihm vielleicht noch eine Möglichkeit des Heils. Vielleicht würde man sich zufrieden geben, ihn laufen zu lassen, anstatt ihn sogleich einzusperren, und dann konnte er mit Schläuheit, Schnelligkeit und Energie einen Fluchtversuch machen. Und nahm man ihn gleich fest, nun, was lag denn schließlich daran, ob er das Geld bei sich trug, oder ob man es in seinem Geldschrank fand.

„Ich nehme es also mit!“

Guy nahm nur die Tausend- und die Fünfhundertstücke, die übrigens fünf Sechstel des ganzen Vermögens ausmachten, packte sie in Couverts und steckte sie ein. Dann machte er sich heiteren Sinnes und festen Mutes auf den Weg zu seinen täglichen Berufsgeschäften. Er machte seine Besuche ohne jede Hast und war gegen elf Uhr Herr seiner Zeit.

„Ich habe jetzt noch zwei Stunden, die ganz mir gehören,“ sagte er sich. In diesem Augenblick ging er die Rue de Courcelles hinunter. Ihn packte das Verlangen, zu erfahren, ob er nicht verfolgt werde.

Die Straße war fast menschenleer. Einzig ein Handwerker in einer Bluse und ein Mann von ganz natürlichem Aussehen in ziemlich vernachlässigter Kleidung waren auf dem Platz zwischen der Rue de la Voëtie und dem Boulevard Haussmann zu sehen. Der letztere konnte möglicherweise doch ein „Geheimer“ sein.

Guy nahm seinen Weg durch die kleine Gasse, die längs der Kirche Saint-Philipp-du-Moule hinläuft, und bedurfte nicht länger als eine Minute, um sie zurückzulegen. Sieh dann plötzlich umwendend, konnte er feststellen, daß keiner von den beiden ihm gefolgt war. Ein altes Weib und ein Kind schlichen auf dem schmutzigen Pflaster dahin.

Der junge Mann schritt geradeaus über den Platz, trat in die Rue du Commandant Rivière, wendete sich nach der Rue d'Artois, und wartete einen Augenblick bei der Wendung. Es gingen nur zwei Damen, ein Soldat und ein Herr in einem so kostbaren Pelz vorüber, daß man unmöglich annehmen konnte, er werde von einem Geheimpolizisten getragen.

„Jetzt steht es fest, daß ich nicht verfolgt werde,“ sagte er lächelnd. Ein leerer Wagen fuhr vorüber, er sprang hinein und rief dem Kutscher zu: „Postamt Avenue de Friedlang, im Galopp!“

Während der Wagen davonfuhr, sah Guy durch das rückwärtige Fenster hinaus, ein anderer Wagen schien eine kurze Weile dieselbe Richtung zu verfolgen, verschwand aber bald in der Rue Washington.

Auf dem Postamt kaufte Serbeline einige Marken. Als er seinen Wagen wieder besteigen wollte, schwankte er, die Namen verschiedener Bahnhöfe schwirren ihm im Kopf herum:

„Mir bleibt noch Zeit genug, wenn ich sie erst gesehen habe.“

Und er sagte: „Avenue de Marigny Nummer drei.“

Während der Fahrt verfiel er in eine Art süßer Betäubung. Ein einziges Bild erfüllte seine Gedanken, und er wiederholte sich ganz leise:

„Wenigstens werde ich sie noch einmal wiedersehen!“

Es wurde ihm schwer, sich von seinem Sitz zu erheben. Das Träumen war so reizend gewesen, daß er die Wirklichkeit fürchtete. Je mehr Stufen er zurücklegte, desto größer wurde seine Angst, sie nicht anwesend zu finden. Dann würde er sie vielleicht nie mehr wiedersehen! Sein Herz krampfte sich zusammen, nervös drückte er auf die Glocke. Jetzt war er beinahe sicher, daß er sie nicht antreffen würde.

Aber nein! Sie war zu Hause und allein, etwas bleich nach einer schlaflosen Nacht, blaß von jener reizvollen Müdig-

keit der Jugend und der Schönheit, die die Augen tiefer, den Mund lebhafter, den Körper üppiger erscheinen läßt.

Einen Augenblick sahen sie sich in die Augen, stotterten einige Worte, und das leuchtende blaßblau-seidene Hauskleid mit dem infrustierten weißen Battistragen schien sich wie eine Wolke um das ganze Mädchen zu legen.

Mama wird eben frisiert, sie wird in wenigen Minuten hier sein.“

Er antwortete nichts. Eine unaussprechliche Aufregung ließ das Wort nicht über seine Lippen kommen. Es war das Morgenrot der Liebe, so mächtig wie die Liebe selbst, so viel Herzbewegendes, Eigentümliches, Einziges lag darinnen. Es war ein heißes Wünschen, belebt durch die am Morgen überstandene Furcht, ein Gefühl der Bewunderung, bei der das deutliche Bewußtsein der Vergänglichkeit gewissermaßen die ganze Poesie des Daseins in einen Augenblick zusammendrängte. Hätte man ihm plötzlich die Sicherheit gegeben, daß jede Gefahr beseitigt sei, dann wäre nichts davon übrig geblieben, als die ersten Anfänge einer zärtlichen Empfindung, eine köstliche, aber nicht allzu heftige Verwirrung.

Er ergriff langsam die Hand Madeleine's und führte sie an seine Lippen. Der Armel enthielt bei dieser Bewegung einen frischen reizenden Arm! Er konnte sich nicht enthalten, ihn zu küssen.

Sie erbehte, ihre Augen erweiterten sich, ihr Busen hob sich stürmisch.

„Ich liebe Sie! Ich liebe Sie!“ flüsterte er ganz leise. „Die Zukunft würde mir unerträglich scheinen, wenn ich ohne Sie leben müßte.“

Aber während er diese Worte sprach, mußte er sich innerlich sagen:

„Wenn sie wüßte, wenn sie eine Ahnung hätte von dem Raub, den ich bei mir trage!“

Nicht gerade aus Perberität, sondern durch eine ganz natürliche Reaktion, die sich, wenn auch minder lebhaft, in einer großen Anzahl unsrer alltäglichen Empfindungen wiederfindet, machte ihm dieser Gedanke Madeleine noch teurer.

„Ist es den wirklich wahr,“ begann er wieder halblaut. „was Sie mir gestern abend gesagt haben? Sind Sie ganz sicher, daß Sie sich in Ihren Gefühlen nicht täuschen, ist Ihre Liebe wirklich so stark, daß Sie einwilligen würden, meine Frau zu werden?“

Sie lächelte zärtlich:

„Ich liebe Sie — sagt das nicht alles? Gibt es zwei Arten von Liebe? Ich werde Ihre Gattin werden, sobald Sie es wollen.“

„Darf ich es wollen?“ entgegnete Guy. „Ich bin einem unwiderstehlichen Drange gefolgt — vielleicht war es strafbar! Der große Unterschied unsrer Vermögensverhältnisse . . .“

Sie machte eine Geberde des Widerbruchs, er fuhr fort:

„Ja, für Sie spielt das keine Rolle, aber für die andren, Ihre Mutter in erster Reihe. Nichts wäre natürlicher, als Ihre Entrüstung darüber. Ich wäre der Erste, sie zu verstehen und fast, ihr recht zu geben.“

„Dann haben Sie den Charakter meiner Mutter nie verstanden! Ihr kommt es nicht darauf an, ob der Mann, den ich heirate, Vermögen hat oder nicht, wenn er nur energisch und zuverlässig ist. Sie weiß, daß ich mit einem Mann dieser Art reicher sein werde, als mit einem Schwächling. Wollen Sie sich gleich davon überzeugen? Halten Sie gleich heute bei ihr um meine Hand an!“

„Wäre das meinerseits anständig gehandelt?“ fragte er.

„Sie kennen mich so wenig, Sie müssen . . .“

Sie unterbrach ihn mit entschlossener Miene:

„Ich kenne Sie ganz gut, so gut, als ich Sie schon vor unsrer Verheiratung kennen lernen kam . . . Wenn Sie Wenden haben, dann wollen wir unsre Verlobung zwei oder drei Monate geheim halten . . .“

Er gab sich den Anschein, als sei er von dieser Idee ganz entzückt.

„Ja,“ sagte er, „unter dieser Bedingung darf ich sprechen; ja, und jetzt fordert sogar die Ehrenhaftigkeit, Ihre Frau Mutter zu verständigen . . .“

Er senkte den Kopf, und mit ganz leiser Stimme, während ein Zittern seinen ganzen Körper durchfuhr, sagte er:

„Ich bete Sie an! Wenn Sie nicht die Meine werden dürften, dann wäre es für mich viel besser, nie geboren zu sein! Und doch, wenn Madame Montcaux mir meine Bitte abschlägt, werde ich mich fügen. Ich kann nichts gegen ihren Willen thun. In dem Augenblick, wo sie mir zu hoffen verbietet, höre ich zu hoffen auf!“

„Ach, was sind Sie für ein Ehrenmann!“ rief das junge Mädchen entzückt.

Unwillkürlich führte er die Hand an die Brust und fühlte dabei das leise Knistern eines Couverts.

„Da kommt Mama!“ sagte lebhaft Madeleine, „zögern Sie nicht! Mama!“ rief sie mit einem glücklichen Lächeln, „Dein kleiner Injektionsapparat ist gekommen; sieh doch nur. Er ist reizend, man würde ihn für ein Spielzeug halten.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gegenstücke zum Kampf ums Majorat.

Im Verlaufe der soeben zum Abschluß gelangten Verhandlungen über die Kindesunterschiebung, die der Gräfin Swileka schuld gegeben wurde, ist die Meinung geäußert worden, daß es sich da in Noabit um eine ganz einzig dastehende Erscheinung handle, zu der Gegenstücke nur in mittelalterlichen Sagen aufzutreiben seien. Das ist nun nicht so ganz richtig. Noch die Neuzeit hat verschiedene Pendantes zur Affaire der Gräfin Swileka aufzuweisen. Eins gehört sogar der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts an und stellt eine niedliche Tragikomödie aus fürstlichen Kreisen dar. Das war 1835 in Kurhessen und unter dem Regime des berüchtigten Ministers Hassenpflug, genannt Hesseusluch. Die kurfürstliche Familie, der Hassenpflug seine geschätzten Dienste widmete, war schon in allen Ländern wohlbekannt durch ihre grenzenlose Habgier. Hatte sie doch bereits sämtliche zur Franzosenzeit von der Regierung des Königs Jérôme verkauften Domänen zurückgefordert, ohne den unglückseligen Käufern einen Pfennig Entschädigung zuzukommen zu lassen. Man kann sich also denken, welche Freude im kurfürstlichen Palais zu Kassel war, als gegen Neujahr 1835 das Erlöschen der Nebenlinie Hessen-Rothenburg eine stattliche Erbschaft in sichere Aussicht stellte: Hessen-Rothenburg umfaßte ein Viertel der alten Landgrafschaft und war gleichbedeutend mit 225 000 Thalern jährlicher Einkünfte. Der verstorbene Landgraf hinterließ keine Nachkommenschaft, sondern bloß eine trauernde Witwe, und es schien also, daß den Kurhessen die Beute sicher sei. Da kam nun wie ein Blitz aus heiterem Himmel von dem einsamen Schloß Zembowitz in Oberschlesien, wo die verwitwete Landgräfin Eleonore zur Zeit ihren Wohnsitz hatte, die niedererschmetternde Botschaft, daß die hohe Dame Mutterfreuden entgegenstehe. Als bald war man in Kassel todsicher, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehen könne, und sprengte die Beuldigung aus, daß in der ober-schlesischen Einöde eine Kindesunterschiebung geplant werde. Vergeblich erklärte sich die Landgräfin bereit, ihr Wochenbett zu Rothenburg in Hessen abzuwarten.

Dem erbbschaftslüsternden Kurprinzen in Kassel war das noch nicht zuverlässig genug. Er wandte sich durch seinen Gesandten in Berlin an den König von Preußen und bat ihn um Anordnung der üblichen Sicherheitsmaßregeln. Das noble Ansuchen war nicht abgewiesen; denn es war mit altersgrauen Grundstügen des deutschen Fürstenrechts im Einklang. Das Puppillenkollegium in Ratibor ernannte also einen Landrat zum curator ventris, zu deutsch: Bauchwächter, für die Witwe. Der geleitete Eleonore nach Schloß Rothenburg. Hier hatte der Kurprinz bereits alles zum Empfang des hohen Besuches herrichten lassen. Sämtliche Zugänge außer einem einzigen waren vermauert, der offen geliebene aber wurde von einer starken Wache sorgfältig bewacht. Während der nächsten Monate ging nun ein liebliches Gezänk unentwegt fort. Unter anderm wandte sich die Landgräfin an den preussischen König mit der Bitte um Schutz, weil dem Kurprinzen kein Fürstentum heilig sei. Sie traute ihrem erlauchten Auserwählten offenbar die edle Absicht zu, dem erhofften Sprößling den Garaus machen zu lassen.

Im Sommer 1835 erfolgte dann das tragikomische Ende. Eleonore mußte sich nämlich nunmehr notgedrungen zu dem Geständnis herbeilassen, daß sie sich über ihren Zustand getäuscht habe. Die gute Dame war freilich auch schon ein bißchen arg über die Jahre. Unnötig zu sagen, daß der Kurprinz schlemmte über die eroberte Beute herfiel. Die Wier war so groß, daß er als bald mit den Landständen in heftigen Streit geriet, weil er die auf den Erträgen lastenden öffentlichen Verpflichtungen nicht anerkennen, sondern alles in seine Privatfische einsaden wollte.

Mit der hessischen Affaire von 1835 hat erhebliche Aehnlichkeit ein englisches Ereignis aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Indes besteht ein wesentlicher Unterschied, daß hier thatsächlich der Versuch einer Kindesunterschiebung vorliegt, während die Landgräfin Eleonore sich durchaus in gutem Glauben befunden zu haben scheint. Möglich ist dies allerdings auch bei der in Frage kommenden Königin von England, Maria der Katholischen, soweit wenigstens sie selber

in Betracht kommt. Diese Tochter Heinrichs VIII., berüchtigt als Ketzerfolgerin, war mit dem eben darin herborragenden König Philipp II. von Spanien seit 1554 verheiratet. Das Paar harmonierte sehr wenig; niemand hatte irgend welche Zärtlichkeit von Seiten des Königs bemerken können: die ältliche Königin war auch freilich sehr wenig reizvoll. Sie gab sich aber 1555 der Hoffnung hin, einem freudigen Ereignis in Bälde entgegensehen zu können. Es war ein sehr trauriger Irrtum; denn in Wirklichkeit handelte es sich bei Maria um vorgezeichnete Wasserucht. Sie selbst aber fühlte sich ihrer Sache so sicher und erwartete das freudige Ereignis so rasch, daß sie schon ein offizielles Bulletin in alle Winde flattern ließ, worin die Geburt eines Prinzen als erfolgt angekündigt wurde. Illuminationen, Glockenläuten, Kanonenschüssen waren allgemein. Und dann stellte sich heraus, daß alles auf einem tragikomischen Irrtum beruht hatte. Es war ein schwerer Schlag nicht allein für die Königin, sondern für die ganze katholische Adelpartei. Wenn nämlich Maria keinen Leibeserben hinterließ, so mußte die Krone an ihre protestantische Halbschwester Elisabeth fallen, und für die Katholiken war dann die Herrlichkeit zu Ende, Verfolgung und Gütereinziehung zu gewärtigen. Unter diesen Umständen ist unter ihnen der Plan entstanden, einen Erben zu fingieren, ein Kind unterzuschleiben. Es steht unendlich fest, daß damals königliche Beauftragte wegen Ankaufs eines geeigneten Kindes mit einer Frau in London unterhandelt haben. Möglich ist ja, daß Marias Einverständnis bloß vorausgesetzt war. Geworden ist aus der ganzen Sache nichts; sie muß doch zu riskant erschienen sein.

Noch einmal erzählt die englische Geschichte von einer Kindesunterschiebung. Von der Masse der Zeitgenossen ist in dem Falle geglaubt worden, daß eine solche wirklich vorgehe. Im Jahre 1688 wurden bekanntlich die Stuarts endgültig vom englischen Königsthron verjagt. In England pflegt man diese Umwälzung herkömmlicher Weise die glorreiche Revolution zu nennen. Thatsächlich war sie eine ganz ordinäre Adels- und Palastrevolution, bei der mit den unlaustersten Mitteln gearbeitet wurde. Das schönste darunter war die von den vornehmen Revolutionären fälschlich und wider besseres Wissen gegen das mißliebige Herrscherpaar geschleuderte Beschuldigung der Kindesunterschiebung. Die mißbergnügte Aristokratie wollte an die Stelle des katholischen und absolutistischen Königs Jakob II. dessen protestantischen und — im aristokratischen Sinn — verfassungsfreundlichen Schwiegersohn, den holländischen Statthalter Wilhelm von Oranien, setzen. Die beiden Töchter Jakobs, die eine, Maria, Wilhelms Frau, die andre, Anna, am Hof ihres Vaters, waren mit im Komplott. Da drohte nun einen ziemlichen Strich durch den Plan der Umwälzung zu machen, daß die Königin für den Sommer 1688 ihre Niederkunft erwartete. Wenn ein Knabe geboren wurde, so war es mit dem Erbrecht der Töchter Essig. So ging denn nun die ganze Gesellschaft daran, die Schwangerschaft zu leugnen und mit derjenigen Marias der Katholischen zu vergleichen. Als dann am 10. Juni 1688 die Königin wirklich mit einem Knaben niederkam, ward allenthalben die Nachricht verbreitet, das Kind sei untergeschoben, man habe es in einem Bettwärmer unter der Bettdecke verborgen. Die Prinzessin Anna hatte sich beizeiten vom Hofe entfernt, um in den Chorus der Verleumder einzustimmen zu können. Wilhelm und Maria erhoben die Beschuldigung in öffentlichem Protest. Sie ist damals allgemein geglaubt worden. Wahr ist sie aber nicht, sondern es steht durch eine Menge von Augenzeugen vollständig fest, daß der Prinz echt war. Der aristokratische Hunger nach den Freuden der Herrschaft war eben so groß, daß, wenn denn keine Kindesunterschiebung vorlag, eine erfunden werden mußte. Sonst hätte ja nachher Wilhelm nicht für einen ordnungsmäßigen König von Gottes Gnaden ausgegeben werden können. — Dr. C.

(Nachdruck verboten.)

Gottfried Semper.

Das neunzehnte Jahrhundert mit seinen politischen, ökonomischen und geistigen Umwälzungen war auch für die lebendige Entfaltung der deutschen Architektur von eminenter Bedeutung. Seit Schlätters Tagen hatte sie sich, wenn man allenfalls von Hans v. Knobelsdorffs Schöpfungen absieht, in absteigender Linie bewegt: Ideenarmut, Flachheit, Nüchternheit bei prächtigen und gespreiztem Wesen bildeten ihr charakteristisches Merkmal. Neuen Auffassung nimmt sie mit Schinkel, dem strengen Meister der Antike und Begründer der klassischen Schule. Diese erlebte dann durch die Bevorzugung romantischer, das heißt altchristlicher, romanischer und gotischer Stile ihre rechtzeitige Ablösung. Ramentlich gewann die Gotik einen mächtigen Einfluß. Durch das Wachstum unsrer modernen Städte aber wurde die Architektur mehr und mehr gezwungen, mannigfaltigen Zwecken zu dienen. Es war daher eine Notwendigkeit, daß sie sich für einen Stil entschied, der zwar schon im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts bei uns geblüht hat, dessen Wiederbelebung aber Nutzen verheißt. Es ist die Renaissance.

Als Begründer dieser neueren Richtung haben wir Gottfried Semper anzusehen. Er wurde am 29. November 1803 zu Hamburg als Sohn eines Kaufmanns geboren. Nach Abschluß der Gymnasialzeit bezog er die Universität Göttingen, wo er mathematischen, sprach-

lichen, archäologischen und nebenher auch militärwissenschaftlichen Studien oblag. Zwei Jahre später beschäftigte sich Semper bei Gärtner in München mit der Architektur und wurde von Billaud zur Mitarbeit am Regensburger Dom gewonnen. Indessen nötigte ihn seine Verwicklung in ein Duell, flüchtig zu werden. In Paris nahm er das Studium wieder auf, beteiligte sich dann am Bremer Hafenaubau, lehrte aber noch einmal in die Seinestadt zurück und unternahm von da eine Studienreise durch Sizilien, Griechenland und Italien. Nach zweijährigem Aufenthalt ging er über München und Berlin nach seiner Heimat. Bald darauf wurde er als Professor der Baukunst nach Dresden berufen.

Großartige Bauten entstanden hier nach Plänen seiner Hand: das Hoftheater, das im September 1869 durch Brand vernichtet wurde, ferner das herrliche Neue Museum, der Oppenheim'sche Palast, dazwischen kirchliche und profane Bauten hier und anderwärts. Von Semper genialer, feuriger Art ging ein erfrischender Hauch aus. Alles Pöpsel- und Mandarinentum in künstlerischen und geistigen Dingen verflocht sich in die Ecken; dagegen scharten sich alle jüngeren Geister um Semper, der auch als Mensch auf die Seite aller derer stand, die nach politischer Freiheit und Fortschritt strebten. Als er jedoch im Dresdener Mai-Auffstand 1849 den Bau der Straßenbarrikaden leitete, war seines Bleibens nicht mehr. Er ging wieder nach Paris, während seine Familie in der Heimat verblieben war. Schon trug er sich mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern, da wurde er auf Veranlassung eines Engländers beauftragt, die Zweigausstellung von Canada, Aegypten, Schweden und Dänemark innerhalb der Londoner Ausstellung zu arrangieren. Eine Broschüre „Wissenschaft, Industrie und Kunst“, die er im Anschluß an die Ausstellung in englischer Sprache veröffentlichte, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Und als dann aus den Ueberschüssen der großen Ausstellung das Museum nebst einer Schule für praktische Kunst errichtet wurde, berief man ihn als Professor für Metallotechnik. Aber schon 1853 folgte er einem Ruf als Professor für Architektur und als Direktor der Bauerschule am Züricher Polytechnikum, dessen Neubau seine nächste Aufgabe war. Nun entfaltete er eine reiche baukünstlerische Wirkksamkeit. Die Rathhäuser in Olarus und Zürich, hier auch der Bahnhof, ferner die Ragazer Kuranstalt, die katholische Kirche in Winterthur zeugen von ihm. Außerdem lieferte er Prospekte für das Theater in Rio de Janeiro, entwarf Pläne zu einem Wagner'schen Festtheater in München, das jedoch nicht zu Stande kommen sollte, für das neue Dresdener Hoftheater, das einer seiner Söhne unter des Vaters Leitung später erbaute u. a.

Im September 1871 übersiedelte Semper als Ober-Baurat nach Wien, um hier gemeinsam mit Hafnauer die Ausführung des bereits begonnenen Baues der Hofmuseen zu leiten. Dann arbeitete er die Pläne zum neuen Wiener Hofkautenplatz aus und stellte Projekte für das Darnstädter Hoftheater auf. Allein allerlei Widrigkeiten und Rabalen veranlaßten den überdies kränkenden Mann, sich bald von der Bauleitung in Wien zurückzuziehen. Er ging nach Italien, wo er die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens verbrachte. In Rom schloß er am 15. Mai 1879 die Augen und liegt an der Pyramide des Cestius begraben.

Semper hat eine zwiefache Bedeutung: als Architekt und als Schriftsteller. Die gründliche humanistische Bildung, die er empfing, bildete das Fundament, auf dem sein ganzes geistiges Leben sich aufbaute. Sie ist auch die Voraussetzung seiner späteren künstlerischen und wissenschaftlichen Bethätigung. In dem klassischen Werke „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten“, sowie in dem Vortrag über Baustile hat Semper sein eigentliches Glaubensbekenntnis abgelegt und zwar, wie Lipsius sich äußert, „das Glaubensbekenntnis des Architekten, in dem sich aber zugleich der Philosoph und Gelehrte, der Chorführer industrieller Bestrebungen, der selbständige Denker dokumentiert.“ Bei ihm genießt man das Bewußtsein von der rastlosen Durchdringung des Theoretikers und Künstlers. Was er in seinen Schriften über die vier Elemente der Baukunst, über die Anwendung der Farben in der Architektur und Plastik, wie über die Künste in ihrem Verhältnis zur Industrie, zum Leben im allgemeinen und besonders niedergelegt hat, hat er durch seine Bauwerke sichtbar gemacht und ungelehrt.

„Die Kunst“, sagt er, „hat ihre besondere Sprache, bestehend in formellen Typen und Symbolen, die aus urältester Tradition stammen und, obgleich nur wenige, in stetem Wiederherbertreten dennoch eine unendliche Mannigfaltigkeit darbieten und gleich jenen Naturtypen, in deren Motiven die Natur bei ihrer unendlichen Fülle doch höchst sparsam ist, ihre Geschichte haben.“ Daraus folgt: „Soll unsre Kunst den wahren Ausdruck unsrer Zeit tragen, so muß sie den notwendigen Zusammenhang der Gegenwart mit allen Jahrhunderten der Vergangenheit, von denen keines, auch nicht das entartete, vorübergegangen ist, ohne einen unvertilgbaren Eindruck auf unsre Zustände zu hinterlassen, zu ahnen geben und mit Selbstbewußtsein und Unbefangenheit sich ihres reichen Stoffes bemächtigen.“ Jeder Bau müsse also den Stil haben, dem jener dienen soll, jedoch unter dem Gesichtswinkel historischer Tradition. Ein gotisches Schauspielhaus wäre beispielsweise ein Un Ding, desgleichen eine Kirche im altdeutschen oder selbst Renaissancestil des 16. Jahrhunderts usw. Wir sehen hierin Semper auf dem Boden griechisch-römischer Kunst und Renaissance. Das ist begreiflich; denn darauf ruhte ja seine ganze Kunstbildung. War er anfänglich noch für die Gotik gewesen, so wendete er sich später von ihr und von

der Romantik ganz ab. Gegen beide stellte er die Renaissancekunst, obwohl sie erst kaum die Hälfte ihrer Entwicklungsbahn, mithin noch lange nicht das Ziel erreicht habe, hinsichtlich ihrer „großartigen Ueberlegenheit über alles Vorherdagewesene mit Einschluß der höchsten Kunst der Griechen“ zu Phidias' Zeiten. Von ihr erwartete er das Heil. Und indem er dann selber von deren gratioßer Behandlung immer entschiedener der Hochrenaissance zutriebte, zeigte er die Wege in die Zukunft. Dies Streben läßt sich in Semper's Bauten sehr wohl verfolgen. Ihnen selbst hat er aber fast ausnahmslos eine Physiognomie gegeben und jene Allgemeinerständlichkeit in der Erscheinung, die, nach dem Urteil der Fachgenossen, „über die Wesenheit und Bedeutung des Bauwerks keinen Zweifel aufkommen läßt, jene Zugehörigkeit zu dem Ort, als ob der Bau auf ihm erwachsen wäre.“

Es scheint, als habe gerade der modernste architektonische Stil unsrer Tage sich auf Semper's Vorbildlichkeit in jener Hinsicht besonnen. Semper war es ja auch, der am ersten erkannte, daß die Ansicht, daß die Kunst nur einen Herrn: das Bedürfnis habe, überholt sei. Und so verlangte er denn auch speciell von der Architektur, daß sie sich aus dem „dienenden Verhältnisse zu Bedürfnis, Staat und Kultur zu freier, selbstzwecklicher Idealität emancipieren“ müsse, denn hierin läge ihre Zukunft.

Endlich soll ihm nicht vergessen werden, daß er der Erste war, der auf die Ausbarmachung der Kunst in der Technik und im Gewerbe für das Volk klar und bestimmt hingewiesen hat. Die Fundamentalsätze, die er hierfür in seiner Londoner Ausstellungsschrift vom Jahre 1851 aufgestellt hat, beginnen durch die vollkünstlerischen Bestrebungen unsrer Gegenwart allmählich greifbare Gestalt anzunehmen und Wirklichkeit zu werden. —

Ernst Krowski.

Kleines feuilleton.

ch. Gottfried Semper als Barrikadenbauer. Friedrich Becht erzählt: Der Barrikadenkampf in Dresden hatte begonnen. Die anfänglich zur Besetzung der Hauptwache verwendete Compagnie, in der Semper stand, wurde bald an die Hauptbarrikade, am Ende der Wildstruffer Gasse, abkommandiert. Dem Architekten entging nicht lange die Unzweckmäßigkeit der Anlage und die geringe Widerstandskraft der überall aufsteigenden Schutzbauten. Mit steigendem Unmut erfüllte ihn der Anblick. Daß man etwas so einfältig anfangen könne, wenn man schon einmal revolutionieren wolle, war ihm auf die Länge vollkommen unerträglich. Da ihm der Unwille keine Ruhe mehr ließ, so eilte er aufs Stadthaus zu den in der provisorischen Regierung versammelten Freunden und kanzelte sie ob ihrer schlechten Organisation der Verteidigungswerte tüchtig herunter. Natürlich hieß es sofort: „Mach's besser, wenn Du kannst!“ — „Ja, das kann ich allerdings!“ schrie der gereizte Künstler, „ich würde mich schämen, solch schlechte Arbeit zu machen!“ und rannte auf seinen Posten an der Wildstruffer Barrikade zurück. Mit Jubel empfing man ihn hier. Sofort ließ er Planenwerke errichten und ordnete eine so zweckmäßige und feste Verstärkung der Barrikade an, daß sie sogar dem Geschützfeuer widerstehen konnte und man in ganz Deutschland von dem furchtbaren Bauwerk sprach. Als das Trauerspiel des Kampfes begann, als die von Richard Wagner geleiteten Sturmgloden ihr manchen bis zum Wahnsinn reizendes Gekohl erschallen ließen, und selbst Frauen (wie die Schröder-Debriant) das Volk zum Kampfe antrieben, konnte da Semper noch zurück? Die Uneinnehmbarkeit seines Bollwerkes, das mittels Durchbrechens der Häuser umgangen werden mußte und zu allerletzt in die Hände der Truppen fiel, zeigte sich dann allerdings. Er selbst hatte drei Tage lang an seiner Verteidigung als gemeiner Scharfschütze teilgenommen und war alsdann zur Errichtung eines neuen, das den Rückzug decken sollte, an die Waisenhausgasse abberufen worden. Hier hielt er als Kommandant bis zum letzten Augenblick aus und wich erst, als die blutbedeckte Stadt schon fast ganz in der Gewalt der Sieger war.

Seine Familie hatte er schon tags zuvor nach Pirna geschickt, um ihn dort zu erwarten. Semper erreicht eben noch den böhmischen Bahnhof, als der letzte Zug abgeht, dann besetzt ihn das Militär und die Falle ist zugemacht. Glücklich gelangt er nach Pirna. Die fünfjährige unaufhörliche Aufregung hatte den kräftigen Mann indes so fürchterlich ermüdet, daß er, in Pirna angekommen, auf einem Stein am Bahnhof fest einschlief und unsehbar den Verfolgern in die Hände gefallen wäre, hätte ihn nicht zum Glück noch rechtzeitig seine Familie schlafend aufgefunden und mit nicht geringer Anstrengung endlich ertweckt. —

k. Erinnerungen an Johannes Brahms, die hauptsächlich aus der mittleren und späteren Periode seines Lebens stammen, teilt Charles Villiers Stanford in einem Artikel, den er in „Leisure Hour“ veröffentlicht, mit. „Wie so viele große Männer,“ so schreibt er, „hatte auch Brahms eine „Rüstung“, die er anlegte, wenn er mit Fremden zusammen war. Seine Rüstung konnte eine unzweideutige Grobheit sein. Brahms haßte besonders die Leute, die Jagd auf Berühmtheiten machen. Eines Tages kam er nach Heidelberg von einem Spaziergang zurück und traf einen Mann, der ihn anhielt und fragte, ob er nicht Brahms wäre; als er eine bejahende Antwort erhielt, erging sich der Fremde in Lobreden auf seine Kompositionen. Brahms sah verlegen aus und sagte dann

plötzlich: „O, Sie müssen meinen Bruder meinen; er ging mit mir eben dort auf dem Berge spazieren.“ Dann zeigte er die Richtung an, in der der mythische Verwandte gegangen sein sollte, und der unwillkommene Jäger nach Verhöhnungen stürzte in der Richtung zum Berge ab. . . . Als ich meine erste Sammlung irischer Volkslieder gemacht hatte, widmete ich sie Brahms, da ich sein Interesse daran kannte, und er nahm diese Widmung dankend an. Als ich dann nach Wien kam, ging ich mit Hans Richter zu Brahms. Er öffnete die Thür seiner kleinen Wohnung selbst und führte uns durch ein leeres Wohnzimmer und sein Schlafzimmer, das ohne eine Zeichnung von „Anselmos Grab“ über seinem sehr kurzen Bett ebenso fast gewesen wäre, in sein Arbeitszimmer, einen Doppelraum voller Bücher und Noten. Er begrüßte Richter warm, mir machte er aber bei der Vorstellung eine sehr kühle Verbeugung. Ich dachte an den Fremdling in Heidelberg und wartete auf das Ungewitter. Ich war ganz sicher, daß er wußte, wer ich war; aber er schätzte augenscheinlich meine Fähigkeit als Jäger auf Verhöhnungen ab. Er bot Richter eine Cigarre an und hielt dann auch mir die Kiste hin, zog sie aber sogleich mit einem kurzen „Sie sind Engländer, Sie rauchen nicht!“ zurück. Worauf ich mit einer Impertinenz, die anzunehmen Mut gehörte, erwiderte: „Bereichen Sie, die Engländer rauchen nicht nur, manchmal komponieren sie auch.“ worauf ich nach der zurückgezogenen Kiste Cigarren langte. Einen Augenblick sah er mich wie ein gefährlicher Bullenbeißer an, dann brach er in Lachen aus. Das Eis war gebrochen und froh auch nicht wieder zu. Ich sah einige schöne Stücke, und er brachte den größten Teil des Vormittags damit, mir seine vollständige Sammlung von Piranesi und andre Kunstschätze zu zeigen, die er im Sommer vorher in Italien gesammelt hatte. Nur einmal sprach er von Musik und beschrieb sehr humoristisch eine in Brescia gehörte Oper, die, wie er sagte, ganz aus „Schlußlabenzen“ bestand, aber so schön gesungen wurde, daß er sie immer wieder gern hörte. . . . Als Brahms in Berlin in einem von d'Albert gegebenen Konzert seine beiden Klavierkonzerte dirigierte, wurde er sehr gefeiert und war in sehr guter Stimmung. Bei einem damals von Joachim gegebenen Diner, an dem auch seine Freunde Professor Dorn aus Neapel und der Komponist von Herzogenberg teilnahmen, ereignete sich folgende sehr charakteristische Scene. Zu wenigen gut gewählten Worten bat uns Joachim, auf das Wohl des „größten Komponisten“ zu trinken, aber ehe er den Namen aussprechen konnte, sprang Brahms auf, ergriff sein Glas und rief: „Ganz recht! Auf Mozart wollen wir trinken!“ Dabei ging er um den Tisch herum und stieß mit allen an. Sein alter Haß gegen persönliche Lobreden war nie hübscher zu Tage getreten. . . .

u. Die Wärmestrahlung der eignen Hand zu spüren. Manchmal kann man in der einfachsten Weise und ohne großen Apparat- aufwand Experimente anstellen, die uns wichtige naturwissenschaftliche Wahrheiten verdeutlichen. Daß der menschliche Körper stets Wärme ausstrahlt, ist eine allgemein bekannte Wahrheit — haben wir uns doch die Bekleidung wesentlich deshalb angeschafft, damit dieser Wärmeverlust nicht gar zu stark werde. Um nun die Thatsache der Wärmestrahlung zu erkennen und die Größe der Strahlung selbst zu messen, bedarf die Wissenschaft ziemlich complicierter Einrichtungen mit Thermometern und Vorrichtungen für das Auffangen der von uns ausgestrahlten Wärme, andererseits aber ist jeder Mensch, wenn er nur versteht, recht scharf zu beobachten und seine Aufmerksamkeit zu konzentrieren, in der Lage, selbst zu spüren, wie seine eigne Hand die Wärme ausstrahlt, und zwar kann man dies sogar in recht anständiger Weise spüren. Jedermann kennt die Metallhülse, die auf Wein-, Liqueur- und mit ähnlichem Inhalt gefüllte Flaschen gestülpt sind, um die Stellen zu schützen, auch den Inhalt noch besser gegen die Luft abzuschließen. Solch eine Metallhülse entfernt man, ohne sie zu zerschneiden, von der Flasche und stülpt sie auf einen Finger. Dann wird man ohne weiteres die Empfindung haben, als hätte man diesen Finger einem wärmeren Körper, also einer Art Ofen, genähert, von dem ihm Wärme zustrahlt. Die Metallhülse ist aber thatsächlich viel kälter als der Finger, von ihr kann die gefühlte Wärmestrahlung nicht ausgehen; in der That empfindet der Finger die eigne Wärme, die, von ihm ausgestrahlt und von der kühleren Wand der Metallhülse reflektiert, ihm wieder zukommt. Dieser Versuch ist um so frappanter, als die vom Metall reflektierte Wärme sicher nicht höher ist als die Temperatur der Hand, aber wir empfinden eben den Wärmestrahle als eine Art Bewegungsvorgang. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Studien über die Sonnenblumen. Im Altertum galt es für gewiß, daß sich bestimmte Blumen mit der Sonne drehen. Die alte, von Ovid so schön befangene Mythische Sage, unser deutsches Märchen von der Sonnenwende oder Wegwarte (Cichorium Intybus) usw. nahmen dies als gewiß an, und Vater Kircher sagte die aus Amerika herübergekommene große Sonnenblume sogar auf einen schwimmenden Unterfah, um ihre Drehkraft zu beweisen. Dann wurde eine längere Zeit hindurch diese Rotation der Blumen überhaupt geleugnet, bis sie von Schaffner in den Jahren 1898—1900 sicher festgestellt wurde. Wie J. V. Stevens kürzlich mitteilte, ist sie besonders auffallend beim buschigen Zweigzahn (Bidens frondosa), der oft förmliche Dolden bildet, an denen man feststellen kann, daß 95—98 Proz. aller Blumen des Morgens

nach Osten und des Abends nach Westen gerichtet stehen. Doch hängt die Bewegung etwas vom Wetter und, wie schon Schaffner bei der Sonnenblume fand, auch von äußeren Umständen ab, nämlich von dem Vorhandensein genügender Feuchtigkeit im Boden und warmer, trockener Luft. Eine andre Pflanze, welche die Sonnenwendigkeit der Blüten in ausgezeichneter Weise darbietet, ist Ambrosia artemisiaefolia, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man sie mehrmals im Laufe des Tages aufsucht. Das Maximum der Ostwendung wird bei ihr um 9 Uhr morgens erreicht, zu Mittag erhebt sich der Stiel senkrecht und die Maximal-Rotation gegen Westen ist um 7—8 Uhr abends vollendet. Sobald die Sonne untergegangen ist, richtet sich die Blume auf, gegen 10—11 Uhr steht sie ganz senkrecht, bis am Morgen wieder die Ostneigung der Blüten beginnt. Stevens beobachtete die Sonnenwendung ferner sehr deutlich beim Amarant, besonders so lange die Pflanzen jung sind, und bei Hülsenpflanzen (Alee, Honiglee, Luzerne u. a.). —
(„Prometheus.“)

Humoristisches.

— Liebe. „Also Frau Nachbarin, Sie nehmen wirklich den alten Sekretär als zweiten Mann? Was S' nur den mög'n!“
— „Ja, was woll'n's denn; alt is er, krank is er und a schöne Pension kriag i aa' mal. Warum soll i'n denn da net gern hab'n?“ —
— Der Sportproph. „Ein schöner, gesunder Sport, das Turnen; schade, daß er so billig ist!“ —
— Das Schnupstuch. Der Angeklagte bleibt bei der Gerichtsverhandlung dabei, er habe den Kläger bei der Schlägerei nur mit dem Schnupstuch über den Kopf geschlagen, trotzdem der Kläger eine tiefe Wunde vorweist, die er bei der Gelegenheit davongetragen hat.
— Amtsrichter (zu dem Angeklagten, auf dessen riesige Fäuste deutend): „Jochen, Jochen, Din Schnuppdank lemm id! Du pugt Di de Nase mit Dine siw Finger.“ —
(„Jugend“.)

Notizen.

— „Schwäzchen“. Bilder und Reime von Ernst Kreislauf. Köln a. Rh., Schaffstein u. Co. Preis nicht angegeben. — Behn Bildchen und acht Reimerchen. Nichts dahinter! —
— Im Neuen Theater werden in diesem Winter Klassiker-Aufführungen stattfinden. Den Anfang werden Lessings „Minna von Barnhelm“ (mit der Socma in der Titelrolle und Engels als Birt) und Shakespeares „Lustige Weiber“ (mit Engels als Falstaff) machen. —
— Vera Witt vom Lessing-Theater ist vom Beginn der nächsten Spielzeit an auf mehrere Jahre für das Residenz-Theater engagiert worden. —
— In Athen wurde in letzter Zeit die „Drestie“ im modernen Griechisch gegeben. Das verdroß die Studenten und die Professoren. Sie hielten eine Protestversammlung ab; das Publikum stimmte ihnen zu. Die Bewegung hatte Erfolg; fortan werden die Dramen von Aeschylus und Sophokles nicht mehr im modernen Griechisch gegeben werden. —
— Die Neue freie Volksbühne veranstaltet am 29. d. M., abends 7 Uhr, in Kellers Festhale (Koppenstr. 29) ein Richard Wagner-Konzert. Als Solisten wirken mit: die Hofopernsängerin Marie-Annyer-Egli und Konzertsänger Dr. Quebdenfeldt. Den Orchesterpart hat das außergewöhnlich verstärkte Berliner Sinfonie-Orchester. Eintrittskarten, auch für Nichtmitglieder, sind für 60 Pf. an der Abendkasse zu haben. —
— Die Berliner Hofopernsängerin Emma Destinn sollte im Dezember in Charpentiers Oper „Louise“ in der tschechischen Oper in Prag auftreten und auch im Mai 1904 in dem tschechischen Operntheater derselben Bühne gastieren. Tschechische Blätter melden nun, die Berliner Hoftheater-Intendantz habe Fräulein Destinn das Auftreten in ihrer Vaterstadt Prag für die Dauer eines Jahres verboten. — Jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle meint man, das wäre die Strafe für das Urteil, das Fr. Destinn unlängst über die Berliner Oper abgegeben. —
— Max Boprichs große Oper „Der Buddha“ wird im Februar 1904 im Weimarer Hof-Theater die Erstaufführung erleben. —
— Puccinis „Bohème“ hatte bei der Erstaufführung an der Wiener Hofoper einen sehr starken Erfolg. —
— Der Konflikt in der Münchener SeceSSION ist beigelegt worden; der ganze bisherige Vorstand wurde wiedergewählt. —
— Der Polarforscher Peary erhielt von der Schottischen Geographischen Gesellschaft die goldene Livingstone-Medaille; die Medaille ist vorher nur zweimal verliehen worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. November.